



Patricia
Highsmith
Ripley's Game

oder

Der amerikanische Freund

Roman · Diogenes

nicht allein. »Monsieur Trevanny hat mich gefragt, woher ich es habe, und natürlich habe ich Ihren Namen nicht genannt. So was wird leicht mißverstanden. Ich wollte ja nicht, daß Sie Ärger bekommen. Ha!« Gauthiers glänzendes Glasauge lachte nicht; es starrte unverwandt, als liege hinter diesem Auge ein zweites, anderes Gehirn, ein Computerhirn, das sofort alle Antworten wußte, wenn es nur richtig programmiert wurde.

»Vielen Dank. Es gehört sich nämlich nicht, falsche Gerüchte über anderer Leute Gesundheit in die Welt zu setzen, oder?« Tom grinste, wollte schon gehen, fügte dann aber noch hinzu: »Andererseits sagten Sie doch, Monsieur Trevanny habe eine Blutkrankheit?«

»Ja, das stimmt auch. Ich glaube, er hat Leukämie. Aber er lebt damit. Seit Jahren schon, wie er mir einmal erzählt hat.«

Tom nickte. »Auf jeden Fall freue ich mich, daß er nicht in Lebensgefahr schwebt. *A bientôt*, Monsieur Gauthier. Und nochmals vielen Dank.«

Tom ging zu seinem Wagen. Trevannys Schock dürfte zwar nur wenige Stunden gedauert haben, bis er mit seinem Hausarzt gesprochen hatte, doch sein Selbstvertrauen hatte dadurch wohl mindestens einen kleinen Knacks bekommen. Einige Leute, vielleicht auch Trevanny selber, hatten gedacht, daß er nur noch wenige Wochen leben würde, was bei einem Mann mit Trevannys Leiden nicht unvorstellbar war. Zu schade, daß Trevanny nun wieder beruhigt war, aber womöglich brauchte Reeves nicht mehr als diesen kleinen Knacks. Nun würde das Spiel in die zweite Phase treten. Trevanny würde zu dem Vorschlag wahrscheinlich nein sagen. In diesem Fall war das Spiel zu Ende. Andererseits würde Reeves seine Avancen natürlich so vorbringen, als habe er einen Todgeweihten vor sich. Es wäre amüsant zu beobachten, wie Trevanny schwach würde. Noch am selben Tag, nach dem Mittagessen mit Héloïse und ihrer Pariser Freundin Noëlle, ging Tom auf sein Zimmer und schrieb Minot einen Brief auf seiner Schreibmaschine.

28. März 19–

Lieber Reeves,

ich hätte da jemanden für Sie, falls Sie noch niemand gefunden haben. Sein Name ist Jonathan Trevanny, Anfang Dreißig, Engländer, Bilderrahmer, verheiratet mit einer Französin, ein kleiner Sohn. (Hier nannte Tom Trevannys Privat- und Geschäftsadresse sowie die Telefonnummer seines Ladens.) Er scheint Geld gebrauchen zu können, und auch wenn er vielleicht nicht genau der Typ ist, den Sie suchen, sieht er mir doch aus wie die Unschuld und Anständigkeit in Person. Was noch wichtiger ist: Wie ich herausgefunden habe, bleiben ihm nur noch wenige Monate oder gar Wochen zu leben. Er hat eben erst die schlimme Nachricht erhalten, daß er Leukämie hat – vielleicht ist er jetzt bereit, einen gefährlichen Auftrag zu übernehmen, der ihm einiges Geld bringt.

Persönlich kenne ich Trevanny nicht, und es versteht sich von selbst, daß ich ihn weder kennenlernen noch meinen Namen genannt wissen will. Wenn Sie sich selbst ein Bild von ihm machen wollen, würde ich vorschlagen, Sie kommen nach F'bleau, nehmen sich für ein paar Nächte ein Zimmer im reizenden Hôtel de L'Aigle Noir, rufen Trevanny in seinem Laden an und sprechen selber mit ihm. Ich brauche Ihnen

wohl kaum zu sagen, daß Sie nicht Ihren richtigen Namen nennen sollten.

Tom war auf einmal voller Zuversicht, was das Projekt anging. Bei der Vorstellung, wie Reeves mit seiner unsicheren, ängstlichen Art, die schon fast redlich wirkte, Trevanny, diesem Ausbund an Anständigkeit, einen solchen Vorschlag unterbreitete, mußte er lachen. Ob er es wagen sollte, sich an einen anderen Tisch zu setzen, wenn Reeves sich im Speisesaal oder in der Bar des Aigle Noir mit Trevanny traf? Nein, das wäre zuviel des Guten. Dabei fiel Tom noch etwas ein, und er fügte hinzu:

Sollten Sie nach F'bleau kommen, dann rufen Sie mich bitte unter keinen Umständen an und schreiben Sie mir nicht. Bitte vernichten Sie diesen Brief auf der Stelle.

*Mit herzlichen Grüßen,
Ihr Tom*

Am Freitag, den 31. März klingelte nachmittags das Telefon in Jonathans Laden. Er klebte gerade braunes Papier auf die Rückseite eines großen Bildes und mußte noch geeignete Gewichte zum Beschweren finden – einen alten Backstein mit der Aufschrift LONDON, den Leimtopf und einen Holzhammer –, bevor er abheben konnte.

»Hallo?«

»*Bonjour, M'sieur.* Monsieur Trevanny ...? Sie sprechen Englisch, nicht? Hier ist Stephen Wister, W-i-s-t-e-r. Ich bin für ein paar Tage in Fontainebleau. Ob Sie wohl einen Augenblick Zeit für mich hätten? Ich würde gern etwas mit Ihnen besprechen. Die Sache könnte Sie interessieren.«

Der Mann sprach mit amerikanischem Akzent. »Ich kaufe keine Bilder«, erwiderte Jonathan. »Ich rahme sie nur.«

»Worum es geht, hat nichts mit Ihrer Arbeit zu tun. Am Telefon kann ich das nicht erklären ... Ich wohne im Aigle Noir.«

»Ah ja?«

»Hätten Sie heute abend nach Ladenschluß kurz Zeit? So gegen halb sieben, sieben? Auf einen Drink oder einen Kaffee vielleicht?«

»Ja, aber ich wüßte gerne, warum Sie mich sprechen wollen.« Eine Frau hatte das Geschäft betreten – Madame Tissot oder Tissaud? –, um ein Bild abzuholen. Jonathan lächelte ihr entschuldigend zu.

»Das werde ich erklären, wenn wir uns sehen«, sagte der Mann leise und ernst. »Es dauert nur zehn Minuten. Hätten Sie heute Zeit, sagen wir, um sieben?«

Jonathan trat von einem Bein aufs andere. »Halb sieben ginge auch.«

»Wir treffen uns in der Hotelhalle. Ich trage einen graukarierten Anzug. Aber ich werde dem Portier Bescheid sagen. Wir finden uns schon.«

Für gewöhnlich schloß Jonathan gegen halb sieben. Um Viertel nach sechs stand er an der Spüle und schrubbte sich die Hände mit kaltem Wasser. Ein milder Frühlingstag, er trug einen Rollkragenpullover unter der alten beige Cordjacke. Nicht elegant genug für das Aigle Noir, und sein zweitbesten Regenmantel hätte alles nur noch schlimmer gemacht. Doch was scherte ihn das? Der Mann wollte ihm etwas verkaufen. Nur darum konnte es gehen.

Vom Laden waren es nur fünf Minuten zu Fuß bis zum Hotel. Davor lag ein kleiner Hof, von einem hohen Eisengitter umgeben. Ein paar Stufen führten hinauf zum Hoteleingang. Jonathan sah einen schlanken, angespannt wirkenden Mann mit Bürstenhaarschnitt unsicher näher kommen und sagte: »Mr. Wister?«

»Ja.« Ein Lächeln zuckte um Minots Mundwinkel; er streckte die Hand aus. »Wollen wir hier in der Bar etwas trinken oder wäre Ihnen woanders lieber?«

Die Hotelbar war angenehm ruhig. Jonathan antwortete achselzuckend: »Ganz wie Sie wollen.« Er bemerkte eine lange, gräßliche Narbe auf Wisters Wange.

Durch eine breite Tür betraten sie die Hotelbar. Bis auf einen Mann und eine Frau an einem kleinen Tisch war der Raum leer. Wister drehte sich um, als störe ihn die Stille, und sagte: »Gehen wir woanders hin.«

Sie verließen das Hotel und wandten sich nach rechts. Die nächste Bar kannte Jonathan: das Café du Sport oder so ähnlich, um diese Zeit laut und voll, mit jungen Leuten an den Flippern und Arbeitern an der Theke. Auf der Schwelle blieb Wister stehen, als wäre er unverhofft mitten im Gefecht auf ein Schlachtfeld geraten.

Im Umdrehen sagte er: »Würden Sie vielleicht mit auf mein Zimmer kommen? Dort ist es ruhig, und wir können uns etwas bringen lassen.«

Sie gingen zum Hotel zurück, nahmen die Treppe zum ersten Stock und betraten ein schönes Zimmer im spanischen Stil: schwarzes Gußeisen, eine himbeerrote Bettdecke und ein blaßgrüner Teppich. Nur ein Koffer unter dem Schrank zeigte an, daß der Raum bewohnt war. Die Tür war nicht verschlossen gewesen. »Was wollen Sie trinken?« Wister ging zum Telefon. »Scotch?«

»Ja, gut.«

In holperigem Französisch bestellte der Amerikaner eine Flasche aufs Zimmer und bat um reichlich Eis.

Eine Stille trat ein. Warum war der Mann so nervös? Jonathan blieb am Fenster stehen und schaute hinaus. Offenbar wollte Wister erst reden, wenn die Drinks da waren. Ein leises Klopfen an der Tür.

Ein Kellner kam herein: weißes Jackett, ein Tablett in der Hand und ein freundliches Lächeln auf dem Gesicht. Stephen Wister schenkte großzügig ein.

»Hätten Sie Interesse, etwas Geld zu verdienen?«

Jonathan lächelte. Er hatte es sich mit dem dreifachen Scotch auf Eis in einem Sessel bequem gemacht. »Wer hätte das nicht?«

»Der Auftrag, an den ich denke, ist gefährlich, oder sagen wir besser, er ist wichtig, und ich bin bereit, gut dafür zu zahlen.«

Rauschgift, dachte Jonathan. Wahrscheinlich sollte er das Zeug ausliefern oder versteckt halten. »Was machen Sie beruflich?« erkundigte er sich höflich.

»Dies und das. Zur Zeit bin ich – nun, sagen wir, im Glücksspielgeschäft ... Spielen Sie?«

»Nein.« Jonathan lächelte.

»Ich auch nicht. Darum geht es auch gar nicht.« Wister stand von der Bettkante auf und ging langsam im Zimmer auf und ab. »Ich wohne in Hamburg.«

»Ach ja?«

»Glücksspiel ist innerhalb der Stadtgrenzen verboten, trotzdem findet es in privaten Clubs statt. Doch es geht nicht darum, ob es legal oder illegal ist. Ich muß eine Person ausschalten lassen, vielleicht auch zwei, und womöglich muß noch ... etwas gestohlen werden. So, nun habe ich meine Karten auf den Tisch gelegt.« Ernst und doch hoffnungsvoll sah er Jonathan an.

Ausschalten, das hieß umbringen. Jonathan, verblüfft, schüttelte lächelnd den Kopf.

»Ich frage mich, woher Sie meinen Namen haben.«

Stephen Wister lächelte nicht. »Das tut nichts zur Sache.« Er ging weiter auf und ab, den Drink in der Hand, und streifte Jonathan ab und zu mit einem Blick seiner grauen Augen. »Wären Sie an sechsundneunzigtausend Dollar interessiert? Das sind vierzigtausend Pfund oder rund vierhundertachtzigtausend Franc – neue Franc, wohlgemerkt. Nur dafür, daß Sie einen Mann erschießen, vielleicht auch zwei. Wir müssen sehen, wie es läuft. Alles wird so vorbereitet, daß Sie nicht in Gefahr geraten.«

Wieder schüttelte Jonathan den Kopf. »Ich weiß nicht, woher Sie gehört haben wollen, ich – ich würde für Geld Leute umbringen. Sie müssen mich mit jemandem verwechseln.«

»Nein, nein, durchaus nicht.«

Unter dem durchdringenden Blick des Mannes erstarb Jonathans Lächeln. »Das ist ein Irrtum ... Vielleicht sagen Sie mir, warum Sie auf mich verfallen sind?«

»Na ja, Sie ...« Wister wirkte gequälter denn je. »Sie haben nur noch wenige Wochen zu leben. Sie wissen das. Sie haben eine Frau und einen kleinen Sohn, nicht? Würden Sie denen nicht gern ein bißchen was hinterlassen?«

Jonathan spürte, wie das Blut aus seinen Wangen wich. Woher wußte der Mann so viel? Dann begriff er, daß alles miteinander zusammenhing, daß, wer immer Gauthier erzählt hatte, er werde bald sterben, Wister kannte und irgendwie in Verbindung mit ihm stand. Jonathan würde Gauthiers Namen nicht nennen. Gauthier war ein anständiger Mensch, und Wister war ein Gauner. Auf einmal schmeckte Jonathan sein Scotch nicht mehr. »Neulich war da ein wildes Gerücht ...«

Nun war es an Wister, den Kopf zu schütteln. »Das ist kein wildes Gerücht. Unter Umständen hat Ihnen Ihr Arzt nicht die Wahrheit gesagt.«

»Und Sie wollen mehr wissen als er? Mein Arzt lügt mich nicht an. Ja, ich habe eine Blutkrankheit, doch – doch es geht mir dieser Tage nicht schlechter als ...« Er brach ab. »Kurz und gut, ich fürchte, ich kann Ihnen nicht helfen, Mr. Wister.«

Wister biß sich auf die Unterlippe, dabei wand sich die lange Narbe widerlich wie ein lebender Wurm.

Jonathan sah weg. Womöglich belog Dr. Perrier ihn doch. Er sollte morgen früh das Labor in Paris anrufen und ein paar Fragen stellen oder einfach nach Paris fahren und sich alles noch einmal erklären lassen.

»Mr. Trevanny, leider sind *Sie* offenbar nicht ganz im Bilde. Wenigstens ist Ihnen das, was Sie ein Gerücht nennen, schon zu Ohren gekommen, so daß Sie die schlimme Nachricht nicht von mir erfahren müssen. Selbstverständlich ist es Ihre eigene freie Entscheidung, aber unter diesen Umständen, würde ich denken, dürfte Ihnen eine solche nicht unbeträchtliche Summe durchaus angenehm sein. Sie könnten aufhören zu arbeiten und das Leben ... Ich meine, Sie könnten zum Beispiel mit Ihrer Familie eine Kreuzfahrt rund um die Welt machen und Ihrer Frau dennoch genug Geld hinterlassen ...«

Eine Schwäche überkam ihn, er stand auf und atmete tief durch. Die Schwäche verging, doch er blieb lieber stehen. Wister redete weiter, aber Jonathan hörte kaum noch zu.

»... meine Idee. Einige Leute in Hamburg würden ihren Teil zu den